Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 18. **Donnerstag** den 11. Januar 1900. **94. Jahrgang.**

Die romanischen Staaten am Beginne des neuen Jahrhunderts.

Waren auch Italien und Spanien am Beginne des 19. Jahrhunderts bedeutungslos, so bestimmte doch Frankreich, Dank dem Genie Napoleons, dermaßen die Geschicke der Welt, daß man wohl sagen darf: am Beginne des 19. Jahrhunderts stand Europa unter dem Zeichen des Romanenthums.

Wie ganz anders sieht es am Beginne des 20. Jahrhunderts aus! Frankreich, die natürliche Vormacht der romanischen Staaten, ist heute nur ein Schatten jenes Riesenreiches vor hundert Jahren. Es gab damals keine große europäische Frage, die anders, als nach dem Willen des großen Corsen entschieden werden konnte. Heute ist Frankreich zwar, dank der Opferwilligkeit seiner Bevölkerung, immer noch ein großer Militärstaat, aber die Zwistigkeiten im Innern lassen es als dringend geboten erscheinen, von der militärischen Macht keinen Gebrauch zu machen. Wohl hat Frankreich noch kurz vor dem Abschlusse des Jahrhunderts die lästige Dreyfus-Angelegenheit, die zwei Jahre hindurch den Staat in seinen Grundfesten erschütterte, aus der Welt geschafft, aber die innere Ruhe ist damit noch nicht dem Lande wiedergegeben. Es ist vielleicht charakteristisch, daß am Sylvestertage, wo die Mitglieder deutscher Parlamente unbeschadet ihrer Würde und ruhigen Gemüths den bewährten Punsch vorbereiten konnten, der französische Senat als Staatsgerichtshof tagen mußte, um über Männer zu judiciren, denen Hochverrath und Verschwörung gegen den bestehenden Staat vorgeworfen wird. Die französische Republik ist also in jedem Augenblicke in ihrer Existenz bedroht, und so muß sie vielmehr darauf bedacht sein, sich selbst zu schützen, als sie daran denken kann, die Rolle als romanische Vormacht in Europa wirksam durchzuführen.

Nicht viel günstiger steht es mit Italien. Gewiß ist es im Gegensatze zu Frankreich äußerlich heute viel besser daran, als am Beginne des 19. Jahrhunderts, wo von einem Italien überhaupt noch nicht die Rede sein konnte. Denn damals war der Boden der Apenninen-Halbinsel den Einflüssen und der Herrschaft fremder Mächte unterworfen, und Oesterreich und Frankreich schlugen ihre Schlachten in der lombardischen Tiefebene. Heute ist Italien geeint, aber diese Einigung ist mehr eine äußerliche, als eine innerliche. Denn die Mächte des Umsturzes sind eifrig am Werke, um den Einheitsbau zu zerstören. Im äußersten Norden des Landes und im äußersten Süden hat der Socialismus eine gewaltige Macht errungen, und ihm zur Seite steht ein unklarer Republikanismus, der zwar nicht die bestehende Gesellschaftsordnung aufheben will, aber die Dynastie des Hauses Savoyen beseitigen und an ihre Stelle eine italische Republik setzen möchte, die noch nicht vier Wochen lang als einheitlicher Staat bestehen könnte, denn das stärkste, ja man kann sagen das einzige einigende Band ist in Italien das Haus Savoyen. Im Süden des Staates herrscht neben der gesetzmäßigen Regierung, ja mächtiger als diese, die gesetzlose Maffia, deren schändliches Treiben zur würdigen Einleitung des neuen Jahrhunderts in dem Processe Notarbartolo enthüllt wird. Und eine Gefahr, nicht geringer als Socialismus, Republikanismus und Maffia, ist der Klerikalismus, der aus allen Mißständen und allen Fehlern der Regierung die Hoffnung schöpft, den Staat wieder beseitigen zu können, dessen Anfang zugleich das Ende der weltlichen Macht des Papstthums bedeutete. Der Maffia-Proceß einerseits, das „heilige Jahr" andererseits läuten Unheil verkündend das neue Jahrhundert in Italien ein. Denn die ungezählten Hunderttausende, die in diesem heiligen Jahre nach Rom wallfahrten werden, thun die reale Macht des Papstthums dar, sie sind ein Triumph des „gefangenen" Königs im Vatikan über den „freien" Herrscher im Quirinal.

Für Spanien bedeutet der Anbruch jedes neuen Jahrhunderts nur einen Fortgang des Verfalls. Am Beginne des vorigen Jahrhunderts glich der tapfere Widerstand gegen die französischen Unterdrücker wenigstens einem letzten großen Aufflackern alten Ruhmes. Heute würde die Bevölkerung einem äußeren Feinde kaum noch einen so zähen Widerstand entgegensetzen können. Heute schlägt man sich lieber im Innern wegen der Steuern herum, als daß man auf die Wahrung der nationalen Güter bedacht ist. Seinen werthvollen Colonialbesitz hat die einst größte Colonialmacht der Welt in den letzten Jahren des zu Ende gegangenen Jahrhunderts verloren, wenn es seine Selbstständigkeit als europäischen Staat bewahrt, so dankt es dies nur dem Umstande, daß keine europäische Macht daran denken kann, es einzustecken. Man braucht kein großer Prophet zu sein, um vorherzusagen, daß die spanische Geschichte des 20. Jahrhunderts lediglich aus einer Kette von Pronunciamientos größeren oder kleineren Stils bestehen wird.

So erscheinen die romanischen Staaten nicht berufen, im 20. Jahrhundert eine führende Rolle zu spielen. Wohl aber ist zu besorgen, daß sie, und zwar ganz besonders Frankreich, wegen ihrer inneren Conflicte, den europäischen Frieden gefährden werden.

Oberbürgermeister v. Fischer †.

In dem vorgestern zu Augsburg verstorbenen ersten Bürgermeister Ludwig v. Fischer ist ein Mann dahingegangen, dessen Verdienste um die Pflege des deutschen Einigungsgedankens in der Zeit der Vorbereitung, um die Ermöglichung und Befestigung der Einheit in der Aera der Thaten außerhalb Bayerns erst eine spätere Zeit vollauf zu bewerthen lernen wird. Um die Geschichte der Theilnahme von Söhnen des zweitgrößten deutschen Landes an den Bestrebungen, Deutschland eine Verfassung unter preußischer Spitze zu geben, hat man sich überhaupt noch erstaunlich wenig gekümmert, und wo von jenen eifrigen und nicht selten opferheischenden Bemühungen die Rede ist, beschränkt man sich gewöhnlich auf die Aufzählung der Namen Marquard Barth, Josef Völk, Schauß. Ludwig Fischer — der Verstorbene war bürgerlicher Abkunft — schließt sich diesen Männern würdig an. Er hat im frühesten Mannesalter mit Tapferkeit, Geistesschärfe und Besonnenheit für die nun glückbringend verwirklichte Idee gekämpft, unter Anderem auch durch eine Schrift, in der er lange bevor ein Bismarck ähnliche Gedanken auch nur leise verrathen durfte, die Unterstützung der italienischen Einheitsbestrebungen und die Nützung derselben im Interesse der deutschen Sache mit Nachdruck empfahl.

Für einen Bayern war dies zu Beginn der sechziger Jahre ein Beginnen, das Muth erforderte. Fischer, selbst Katholik, hat sich denn auch alsbald die grimmigste Feindschaft des Ultramontanismus zugezogen und diese ehrende Gegnerschaft hat ihn bis zum Grabe geleitet. Er ist mit dem Minister v. Lutz der von den natürlichen Reichsfeinden, den Klerikalen, bestgehaßte Mann Bayerns geblieben; noch die jüngsten Wochen haben Zeugniß davon abgelegt. Diese Abneigung hatte er zum beträchtlichen Theile auch seiner amtlichen Thätigkeit als Bürgermeister von Augsburg zuzuschreiben. Als Fischer im Jahre 1862 das Amt antrat, fand er in der ehemals glänzendsten Stadt Deutschlands ein klerikal verrottetes Gemeinwesen vor, von kleinlichstem Geiste erfüllt, in jeder Hinsicht, am meisten vielleicht in gesundheitlicher, zurückgeblieben. Der junge Bürgermeister, von einem seltenen Verwaltungstalent, außergewöhnlichen Kenntnissen und einer glücklichen Redegabe unterstützt, griff behutsam, aber mit unbeugsamer Energie zu, und als er 1887 sein 25jähriges Bürgermeisterjubiläum feierte, da erinnerte sich das zu einer mächtigen, gesunden, mit guten Schuleinrichtungen versehenen Arbeitsstadt wieder aufgeblühte Augsburg der alten klerikalen Zeit wie eines bösen Traumes.

Aber die ultramontane Partei hatte ihm seine nationale und liberale Gesinnung nicht vergessen und er hatte ihr auch keine Gelegenheit dazu gegeben. Fischer war in der bayerischen Kammer, der er von 1862 bis zu seinem Tode angehörte, der unermüdlichste und glücklichste Enthüller der letzten ultramontanen Ziele und den Klerikalen eine der fatalsten Erscheinungen auch deshalb, weil er in allen politischen Fragen, nicht zum Wenigsten in solchen des Schulwesens, wo in dieses confessionelle Interessen hineinspielen, jederzeit mit größter Mäßigung auftrat. Diese zeichnete ihn auch als Mitglied des Reichstags aus. Er war der geborene mittelparteiliche Politiker. Diese Eigenschaft, vereint mit der Zugehörigkeit zu einem süddeutschen Staate, vor Allem aber mit dem Umstande, daß er den Einfluß List's, des großen Vaters der heutigen deutschen Volkswirthschaft, auf sich hatte wirken lassen dürfen, hat den Verstorbenen vor dem Aufgehen in den Anschauungen des Manchesterthums, die dem gemäßigten Liberalismus so schweren Schaden zufügen sollten, bewahrt. Vieles z. B., was aus der modernen Gewerbegesetzgebung wieder ausgemerzt werden mußte, hatte Fischer, wenn auch vergebens, bekämpft.

Kein Wunder, daß dieser Mann, obwohl der Vorsteher einer Industriestadt, mit der Umwälzung der landwirthschaftlichen Preisverhältnisse zum „Agrarier" wurde und es blieb, obwohl ihm dies vielfach zu Hause, mehr noch in der „Fremde", nämlich in Berlin, verdacht wurde. Zur Rücksichtnahme außer aus sachlichen Gründen war Fischer nicht zu bewegen. Absolut frei von demokratischen Allüren, blieb er nach oben und — was manchmal schwerer sein mochte — nach der Seite ein freimüthiger bürgerlicher Mann, von einem Unabhängigkeitssinne, der Manchem, dem der Verstorbene „gar zu weit rechts stand", im Interesse des Liberalismus von Herzen zu wünschen wäre. Geistig, wie — bis vor wenigen Jahren noch — körperlich robust, hatte er für die Kritik seiner Selbstständigkeit gelegentlich kräftige Worte der Zurückweisung. Die gemeinsamen Ziele des nationalen Liberalismus hat er keinen Augenblick aus dem Auge verloren. Unsere Freunde in Bayern werden den Verlust des streitbaren, festen und klugen Mannes als einen unersetzlichen empfinden und von den alten Vertretern der deutschen Sache im Reichstage sinkt einer der Besten mit ihm ins Grab.

Der Krieg in Südafrika.

Bis gestern Abend haben wir auf Nachrichten vom

Kriegsschauplatz

vergeblich gewartet. Dieses beredte Schweigen kann, was die letzten Ereignisse in Natal betrifft, nur der Annahme Vorschub leisten, daß es mit der Niederlage, welche die Boeren bei Ladysmith erlitten haben sollen, ähnlich bestellt ist wie mit den Niederlagen, welche die Engländer ihnen auch andern Orts applicirten, sie standen blos auf dem Papier und verwandelten sich bei Licht besehen entweder in sehr, sehr theuer erkaufte „Siege", oder gar Niederlagen der Engländer.

Wir müssen uns begnügen, folgende Meldungen zusammenzustellen:

* **Brüssel**, 10. Januar. (Tel. d. „Mgdb. Ztg.") Leyds stellt fest, daß England widerrechtlich alle an die Transvaal-Gesandtschaft gerichteten Postsendungen zurückhält. (Uns geht die Nachricht zu, daß deutsche Briefe von englischen Behörden sogar geöffnet worden sind. Wir kommen hierauf noch zurück. Red. d. „Leip. Tgbl.")

* **London**, 10. Januar. (Telegramm.) Die „Times" unterziehen die neueste Rede Balfour's einer sehr scharfen Kritik. Zum Glück für die Regierung sei die Opposition im gegenwärtigen Parlament die schwächste der neueren Zeit, aber Balfour könne kaum voraussetzen, daß die Mehrheit der Nation seine Vertheidigung der Kriegführung als hinlänglich annehmen werde oder könne. „Times" bezweifeln sehr, ob, falls der Krieg neue Niederlagen den britischen Waffen bringen sollte, die Nation fernerhin unbedingtes Vertrauen in die Regierung setzen werde, oder ob es gerechtfertigt sein würde, dies zu thun. Andere Blätter urtheilen nicht minder streng. (Voss. Ztg.)

Das Rothe Kreuz.

* **Brüssel**, 10. Januar. (Telegramm.) Der leitende Ausschuß des Rothen Kreuzes hielt gestern in dem Kriegsministerium eine Berathung ab, über die Lage der Mitglieder der Sanitätscolonne, die sich an Bord des deutschen Postdampfers „Herzog" befindet. Der Ausschuß erörterte die Frage, ob die schleunige Verwendung für die zur Ambulanz gehörenden Belgier angezeigt erscheine. Die belgische Regierung werde zweifellos dem Ausschuß die erforderlichen Vollmachten ertheilen, damit die belgischen Theilnehmer an der Colonne sich binnen Kurzem unter dem officiellen Schutze des Rothen Kreuzes befinden. Es stehe zu hoffen, daß durch ein solches Einschreiten die Unvorsichtigkeit des verunglückten Unternehmens wieder gut gemacht werde. Der Ausschuß der internationalen Freiwilligen, die in der Ambulanz zusammengestellt sind, ist officiell als nicht zum Rothen Kreuz gehörig anerkannt. Er hat an das Ministerium des Auswärtigen in London ein Telegramm gerichtet, in dem gegen die Beschlagnahme des Dampfers „Herzog" Einspruch erhoben und die Freilassung der Mitglieder der Ambulanz gemäß den Abmachungen der Genfer Convention verlangt wird.

* **Haag**, 10. Januar. (Telegramm.) Das Marine-Departement wies den Commandanten des Panzerschiffes „Friesland", der sich gegenwärtig in Lourenço Marques befindet, an, sich nach Durban zu begeben und das Personal und Material der zweiten niederländischen Abtheilung des Rothen Kreuzes, sowie die für die „Friesland" bestimmten Lebensmittel an Bord zu nehmen, die sich auf dem fortgenommenen deutschen Dampfer „Herzog" befinden.

Das zweitägige Bombardement Ladysmiths.
Der Sturm auf White's Lager.
Buller's längst erwartete Entscheidungs-Schlacht.

K. C. **London**, 8. Januar. (Von unserem Special-Correspondenten.) Wenn je in diesem Kriege, hat uns heute alles im Stiche gelassen. Vor uns eine lange Reihe der phantastischsten, widerspruchsvollsten Meldungen — viel Falsches und ein Körnchen Wahrheit — bis zur vollen Unvollständigkeit verstümmelte Eigendepeschen und absolutes Schweigen des Mannes, der gestern noch Obercommandirender in Südafrika war, und des englischen Kriegsministeriums.

Es wäre unbillig, in diesem Augenblicke der Entscheidung von den maßgebenden englischen Factoren, nach allem Vorhergegangenem, etwas anderes zu erwarten, so enttäuschend und irritirend auch ihre Haltung sein mag. In den großen Militärclubs und den leitenden Kreisen der Aristokratie und — last not least — an der Börse, diesem feinfühligsten aller Barometer, circulirten während der späten Nachtstunden zum Sonntag allgemein und von den verschiedensten Seiten kommend, die Meldung, die Stadt Ladysmith habe capitulirt und das etwas über 3 km südlich von der Stadt gelegene befestigte Lager White's (das sogenannte Caesars Lager) auf Besters Hill, sei am Sonnabend Abend von den Boeren mit stürmender Hand genommen worden. Aber Niemand erwartete vom Kriegsamte ein ehrliches, unumwundenes Eingestehen der betrübenden Thatsache, wenn auch bis in die höchsten aristokratischen Kreise Englands, so besonders im Carlton Club, eine Gereiztheit gegen die Regierung und ihre Art der Behandlung der Materie sich zeigte, wie Aehnliches hier in den letzten fünfzig Jahren nicht bekannt war. Wie erbittert die Auffassung in gerade jenen Kreisen ist, auf welche die Regierung in erster Linie zu rechnen ein sozusagen moralisches Anrecht hat, zeigt am besten folgende Kritik der „Morning Post", die in sich den ganzen Jammer der Lage resumirt. Der bekannte hochstehende militärische Kritiker des Blattes schreibt über die Meldungen des Kriegsamtes von heute und gestern und die Haltung Sir Redvers Buller's:

„Was diese sogenannten Angriffe Buller's bedeuten, darüber giebt es keinen Zweifel. Der Boerencommandant war am Freitag Abend überzeugt, daß er einen oder zwei Tage, vielleicht sogar mehr, sich gesichert habe, während deren er Ladysmith angreifen könne, und ohne irgend welche Möglichkeit der Einmischung Sir Redvers Buller's. Seine Linien südlich vom Tugela konnten weder gestürmt, noch in weniger denn einem Tage umgangen werden. Ein zweiter Tag wäre nöthig gewesen, um Sir Redvers Buller's Streitmacht über den Tugela zu bringen und, wenn drüben, hätte Sir Redvers Buller mehr denn einen Tag gebraucht, um sein Ziel zu erreichen, außer im Falle eines directen Angriffs in der Richtung auf Colenso, welcher nach der letzten Schlacht unwahrscheinlich war.

Der Boerengeneral beschloß deshalb den Versuch zu machen, ob er nicht durch einen nachhaltigen Angriff den Widerstand General White's endgiltig brechen könne. Dieser Angriff begann bei Tagesanbruch am Sonnabend und wurde den ganzen Tag über fortgesetzt. Jede Möglichkeit sprach dafür, daß dieser Angriff gestern (Sonntag) erneuert werden würde und da General White (wie er selbst in seinem Heliogramm meldet) am Sonnabend auf das Aeußerste bedrängt war, so dachte er offenbar, daß seine Widerstandskraft eine Grenze habe und daß deren äußerster Punct fast erreicht sei. Heute oder morgen dürfte uns das Kabel die Meldung bringen, daß Sir George White's Division aufgehört habe, als militärische Streitmacht zu existiren.

General White's einzige Aussicht, der Umklammerung der Boerenstreitkräfte zu entrinnen, konnte aller Berechnung und Wahrscheinlichkeit nach nur abhängen von der Aussicht, daß Sir Redvers Buller seinerseits die Boeren vor sich angreifen und schlagen werde, während General George White's Widerstandskraft noch ungebrochen war.

Sir Redvers Buller war am Sonnabend mehr denn kampfbereit (not ready), und als er von Sir George White's Angriff hörte, war das einzige Auskunftsmittel, eine Demonstration anzuordnen. Er hätte gerade so gut eine Feuerwerksvorstellung anordnen können.

Nur ein kostspieliger Angriff mit voller Macht, ohne Aussicht auf etwaige Verluste durchgeführt, könnte den Obercommandanten der Boeren belästigen. Die Gefahr ist jetzt, daß Sir Redvers Buller's zweite Schlacht, wenn er sie liefert, zum Motto die Worte haben wird: „Es ist zu spät!"

So die „Morning Post". Es ist nicht zu verwundern, wenn die vornehmsten Organe der englischen Aristokratie sich so bitter gegen die eigene Partei der Regierung erheben, bezahlen doch die besten Söhne ihrer vornehmsten Familien mit ihrem Herzblute bereits die Irrungen dieser Regierung und die Schwäche jener Männer in ihr, welche nicht die sittliche Kraft zu finden vermocht, dem Andrange eines maßerhaft organisirten und allmählich durch Corruption jeder Art allmächtig gewordenen Jobberthums zu widerstehen.

Aber die „Morning-Post" geht etwas weit, wenn sie Sir Redvers Buller vorwirft, nur „demonstrirt" zu haben. Allerdings ist das Wort „Demonstration" von Buller selbst und seinem eigenen knappen officiellen Berichte entnommen, aber mit welchem anderen Ausdrucke konnte der Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte seine Action bezeichnen, die darin bestand, daß er seine sämmtlichen „disponiblen Truppen" gegen die feindlichen Schützengräben, südlich von Tugela, aus Frere hinausführte, nur um zu constatiren, daß die Stellung der Boeren „unangreifbar und uneinnehmbar, und der Feind so stark, daß er sich nicht einmal herabzulassen brauchte, das mehrstündige Bombardement seiner gesammten Artillerie auch nur mit einem einzigen Schusse zu beantworten." Buller's sämmtliche Geschütze hatten vier Stunden lang die feindlichen Vorposten-Trancheen mit ihren Lyddithebomben und Shrapnells beworfen, seine gesammte Cavallerie, einschließlich der so viel gepriesenen einheimischen Freiwilligen-Corps, welche den Boeren völlig ebenbürtig sein sollten, hatte auf seinem äußersten rechten Flügel, wie bei der ersten Schlacht am Tugela, eine Umgehung (?) versucht — und er hatte seine sämmtlichen Brigaden mit Ausnahme der jetzigen Sir Charles Warrens, welcher seine Rückzugslinie deckte, vor die Flintenläufe und Kanonen der Boeren gebracht und als diese nicht antworteten, wußte er sehr wohl, daß jedes weitere Vorrücken nichts anderes bedeutet haben würde, als seine Leute von einem vernichtenden Gewehrfeuer niedergemacht zu sehen, ohne auch nur den ersten Schützengräben des Feindes sich nähern zu können. Da blieb Buller schließlich nichts anderes übrig, als bei Hereinbrechen der Nacht den „Kampf" abzubrechen und sich in sein Lager bei Frere zurückzuziehen, denn er wußte sehr wohl, daß in seinem Rücken vom Westen wie Osten der starke Commando seine Rückzugslinie bedrohten, und er Gefahr lief, am nächsten Morgen sich gerade so eingeschlossen zu finden, wie Sir George White in Ladysmith.

Was um Ladysmith selbst vorgegangen, darüber geben die vorliegenden Nachrichten nur einen höchst ungenauen, stückweisen und offenbar günstig verschobenen Ueberblick. Unsere eigenen Kabelmeldungen waren so censirt und verstümmelt, daß das Endresultat des Tages und wie es um Stadt und Lager steht, daraus nicht zu ersehen war. Wir wissen nur, daß General Joubert in Person — so wenigstens wird gemeldet — den Angriff auf Ladysmith leitete, daß Stadt und Lager den ganzen Freitag, die Nacht vom Freitag zum Sonnabend, und den ganzen Sonnabend über bombardirt wurden, und daß die Boeren am Sonnabend Nachmittag die Höhen des Lagers White's auf Besters Kopje erklommen hatten, so daß die Gordon-Hochländer mit dem Bajonet deren Angriff zurückweisen mußten, wobei es zu einem furchtbaren Gemetzel und gegenseitigen Blutbade kam.

Warum verfolgen die Boeren nicht?

Bei aller Anerkennung, die dem heldenmüthigen, einsichtsvollen Verhalten des kleinen Boerenvolkes in allen Schlachten und Gefechten des gegenwärtigen Krieges mit England gezollt wird, spricht die Presse fast einmüthig den Tadel aus, die Boeren hätten ihre Siege nicht auszunutzen verstanden und es unterlassen, den fast vernichteten Gegner in rücksichtsloser Verfolgung völlig kampfunfähig zu machen.

Derselbe Vorwurf wurde ja auch der deutschen Cavallerie nach der Schlacht von Königgrätz und im Jahre 1870 u. A. nach Wörth gemacht. Während aber damals allerlei in den getroffenen Dispositionen beruhende, von der Kritik gleichfalls vielfach angefochtene Gründe — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert — der vollen Ausnutzung des errungenen Sieges hindernd in den Weg getreten sind, haben bei den Boeren andere Schwierigkeiten vorgelegen, die es erklärlich machen, daß sie eine zielbewußte, weittragende Verfolgung unterließen.

Jeder erfahrene Soldat weiß, daß eine Verfolgung nach heißem, siegreichem Ringen keine so leichte Sache ist, wie man gemeiniglich glaubt. Nicht auf ein planloses Hinterherjagen, nicht auf Niederschießen und Niederstechen alles Dessen, was Einem in den Weg tritt, kommt es an, sondern ein weitsichtiger, einheitlich handelnder Wille muß da sein, der die oft weit auseinandergehenden Mittel der Verfolgung führt und zusammenhält. Die in der Kriegsgeschichte fast einzig dastehende preußische Verfolgung bei Belle-Alliance ist in ihrer Anordnung und Durchführung das leuchtende Vorbild.

Von dieser Basis aus wird, ob es sich um deutsche, russische oder Boeren-Soldaten handelt, in jedem Falle und nach jeder einzigen Schlacht die Frage zu entscheiden sein, womit soll verfolgt werden?

Die wirksamsten und bereitesten Mittel der Verfolgung sind unstreitig die Cavallerie und Artillerie. Denn ehe sich die Infanterieverbände aus dem Durcheinander eines eben erfochtenen Sieges so zusammengefunden haben, daß sie von Neuem ein brauchbares Gefüge bilden, kann der in Hast und Unordnung zurückflutheude Gegner längst entkommen sein. Wie stand es nun mit den zur Verfolgung verfügbaren Mitteln bei den Boeren in den Hauptschlachten dieses Krieges am Modder, bei Stormberg und Colenso?

Cavallerie im Sinne europäischer Armeen besitzen weder die Transvaal- noch die Oranjeboeren. Die Verwendung des bei Beginn des Krieges unter Oberst Schiel zusammengetretenen Freiwilligen-Corps von 500 Transvaalboeren war in cavalleristischem Sinne gedacht und hat auch dementsprechend in großen Patrouillen-Streifzügen vereinzelte hübsche Erfolge gegen feindliche Eisenbahnzüge und Transporte aller Art zu erringen vermocht. Nachdem aber Oberst Schiel bei Elandslaagte gefangen, mehrere seiner Officiere gefallen oder verwundet waren, hat man von dieser Cavallerie wenig gehört, so daß sich ihre Thätigkeit auf den Patrouillendienst im engeren Rahmen der einzelnen Corps, denen sie zugewiesen waren, beschränkt haben muß.

Freilich sind in alle Transvaal- wie Oranjeboeren berittene; aber die kleinen, drahtigen Pferde, die in Behendigkeit und Ausdauer ihres Gleichen suchen, sind nach Anleitung und Gewohnheit mehr befähigt, ihre Reiter schnell und geschickt von Stellung zu